

Fontanes Roman „Irrungen Wirungen“ aus dem Jahr 1888, und nur wenige Leser dieser wunderbar leichten, wunderbar traurigen Liebesgeschichte zwischen der Plätterin Lene und dem Baron Botho werden das Buch vor der letzten Zeile aus der Hand gelegt haben.

Das Geheimnis Berlins ist eben dies: Die Vermischung von Literatur und Geschichte, Mythos und Gegenwartigkeit, Dichtung und Wahrheit, Pathos und Prosa.

„Wie gern möchte ich, freundlichster Leser“, schrieb Walther Rathenau, liberal-polyglotter Außenminister der Weimarer Republik und Nefee des Malers Max Liebermann, „dir ein Bild von Berlin geben, meiner Vaterstadt, die ich mehr liebe als alle Großstädte der Welt zusammen. Aber ich wage es nicht.“

Der Jude Rathenau wagte es nicht, weil er am Ende doch zu sehr an den objektiv globalen Vorzügen seiner Vaterstadt zweifelte – kurz bevor er, frühes Fanal der Nazi-Herrschaft, im Juni 1922 unweit seiner Grunewald-Villa auf dem Weg zur Arbeit erschossen wurde.

„Ich bin in Berlin verliebt“, gesteht zur Jahreswende 2000 dagegen Joschka Fischer, später Amtsnachfolger Rathenaus, im privaten Gespräch am Küchentisch in Berlin-Mitte ganz ohne diplomatischen Vorbehalt. Der sonst schon von Amts wegen zur emotionalen Zurückhaltung verpflichtete Neu-Berliner wohnt wenige Schritte von der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße entfernt und erzählt begeistert von seinen – freilich arg beschränkten – Ausflügen in die Tiefen des städtischen Raums.

Das offizielle Organ der neuen Berlin-Liebe schließlich sind die „Berliner Seiten“ der „FAZ“: Kleine Auflage, große Experimentierfreude. Ein Kammerorchester für die Symphonie der Großstadt, das Stadtfeuilleton für die Besserwissenden, in dem die Neu-Berliner den Ton angeben.

Das tägliche Register der dort namentlich erwähnten Personen bildet den virtuellen Grundstock der Berliner Gesellschaft, und wenn die Fahrt des Nachtbusses N52 durch das weihnachtliche Berlin auf vier langen Spalten minutiös geschildert wird, dann liest der echte Berlin-Aficionado aufmerksam jede einzelne kostbare Zeile.

Der letzte überlieferte Satz des Busfahrers ist Berlin-Prosa in Reinkultur:

„Sehr geehrte Fahrgäste, ick muss Ihnen leider mitteilen, dass ick Sie nur bis zur nächsten Haltestelle befördern kann. Ein Schneeball hat mir einen Spiegel weggerissen.“



Intendant Peymann: „Ich will mit meiner Theaterarbeit aufklären – im Sinne von Lessing und Brecht“

D. BALTZER / ZEITUNG

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Wir leben im Übergang“

Claus Peymann, Intendant des Berliner Ensembles, über sein erstes Jahr in der Hauptstadt, den Zustand der westlichen Demokratien und das Theater als moralische Anstalt

SPIEGEL: Herr Peymann, vor gut einem Jahr, zu Beginn Ihrer Intendanz am Berliner Ensemble, haben Sie den Mund so voll genommen, als wollten Sie die Hauptstadt gründlich aufmischen. Nun sind Sie auffallend kleinlaut geworden. Wie fällt Ihre BE-Bilanz aus? Ernüchtert?

Peymann: Ökonomisch und von der Resonanz des Publikums her: erstklassig. Wir haben 3,6 Millionen Mark eingenommen, der Senat wäre wohl auch schon mit 2,5 Millionen glücklich gewesen. Obwohl unsere Preise relativ hoch sind, haben wir dennoch eine Platzausnutzung von über 80 Prozent. Wirtschaftlich geht es uns also blendend. Das ist auch dringend notwendig, denn wer in Berlin die Bude nicht voll kriegt, der ist bald weg. Wenn ich nicht hier aufkreuzt wäre, hätte man das Berliner Ensemble dichtgemacht, das garantiere ich Ihnen. In Berlin diktieren Kulturbanausen das Programm, die Stadt ist ja noch immer provinziell.

SPIEGEL: Künstlerisch geriet das erste Jahr ziemlich mau.

Peymann: Es stimmt, wir sind nicht mit allem zufrieden, einiges ist sehr gelungen, anderes hätte besser sein müssen. Und ich

hoffe, dass wir dieses Ziel auch noch erreichen. Qualitativ müssen wir tatsächlich noch zulegen.

SPIEGEL: Auch politisch wollten Sie aufdrehen. Sie hatten den Regierenden damit gedroht, ihnen Ihre „Reißzähne“ in den Hintern zu rammen ...

Peymann: ... hören Sie auf! Das war sehr unbedacht von mir. Da kam so eine entzückende türkische Journalistin von der Boulevardzeitung „BZ“ nach New York, wo ich gerade war, wir gingen durch den Central Park, und ich habe mich zu diesem verhängnisvollen Satz hinreißen lassen.

SPIEGEL: Es ist ja auch prompt nichts draus geworden. In Wien, wo Sie 13 Jahre lang das Burgtheater regiert haben, waren Sie die Nummer eins, in Berlin sind Sie nun einer von vielen. Böse Zungen behaupten, Sie hätten bloß Ihren Wiener Spielbetrieb nach Deutschland verlegt und betrieben im BE nun eine Art Peymann-Museum.

Peymann: Das ist natürlich Quatsch. Aber von aller Polemik mal abgesehen, wir zeigen natürlich auch Stücke, die wir immer noch für wichtig halten. Es kommen viele Leute zu uns, die in unserem Theater Aufführungen sehen, die sie woanders in dieser Qualität nicht vorfinden. Wir haben einen großen Anteil von Zuschauern, die von weit her anreisen. Das war bei

Das Gespräch führten die Redakteure Wolfgang Höbel und Joachim Kronsbein.

mir schon immer so. Nachdem ich aus Stuttgart weggegrault worden war, kamen die Stuttgarter nach Bochum, danach kamen die Stuttgarter und Bochumer nach Wien, und nun kommen sie eben alle nach Berlin. Die wollen unsere Modell-aufführungen von Thomas Bernhard sehen, den „Theatermacher“, „Vor dem Ruhestand“ oder „Der Ignorant und der Wahnsinnige“.

SPIEGEL: Sie klingen ja wie ein Pater an der Klosterpforte, der wahre Pilgerscharen beherbergen muss.

Peymann: Aber so ähnlich ist es doch. Die Leute finden bei uns – auch in den Inszenierungen von George Tabori – eine Moral, die sie woanders vergeblich suchen. Und sie wallfahren auch zu Peymann-Schauspielern wie Therese Affolter, Kirsten Dene, Maria Happel oder Traugott Buhre und Martin Schwab, mit denen ich teilweise schon seit mehr als 25 Jahren arbeite. Die werden regelrecht geliebt.



Berliner Ensemble
„Zufluchtsort für Autoren“

SPIEGEL: Wahre Schaustücke. Also doch ein Peymann-Museum?

Peymann: Was wollen Sie denn? Ich gehe gerne ins Museum, offenbar im Gegensatz zu Ihnen. Einmal habe ich vor dem Burgtheater in einem Schaukasten ein Plakat ausgewechselt. Da kam ein Amerikaner vorbei und fragte: „When is this museum open?“ Da bekam ich dann doch einen kleinen Schock. Aber mal ernsthaft: Was ist schlimm an einem Museum? Das BE bewahrt tatsächlich Geschichten auf – kleine und große, ganze und heile. Ohne die großen Stoffe und Mythen stirbt das Theater. Wir sind ein Zufluchtsort für Autoren, deren Werke eben nicht von originalitätssüchtigen Regisseuren zerstückelt und aufgelöst werden in lauter kleine Elementarteilchen, wie es etwa an der Berliner Volksbühne von Frank Castorf geschieht.

SPIEGEL: Mit Ihrem Hang zur Ganzheit wirken Sie im Moment ziemlich altmodisch. Empfinden Sie sich als den letzten aufrechten Theatermacher?

Peymann: Verwechseln Sie mich bitte nicht mit einem ehemaligen Bürgermeister von Hamburg, seinen berüchtigten Zwischen-

rufen – und mit dem Rest der Blankeneser Pelzmantelfraktion. Aber Spaß beiseite. Jeder soll machen, was er kann und was er will. Ich empfinde mich in der Tat als jemand, der mit seiner Arbeit aufklären will. In der Tradition von Lessing, Schiller und Brecht. Das kann man altmodisch nennen, aber es ist mir egal. Ich rede jetzt mal als der 63-Jährige, der ich bin: Ich stehe für die ureigensten Werte des Theaters, für erzählte Geschichten und Zusammenhänge. Das ist im Moment zwar nicht das, was die Feuilletons und die Kulturpolitik wünschen, aber ich spüre beim Publikum ein tiefes Interesse an dieser Art Theater, in dem die Figuren auf der Bühne – Menschen, dargestellt von großen Schauspielern – nicht gleich ironisiert und gebrochen werden. In diesem Punkte fühle ich mich fast einig mit einem echten Altmeister und Realisten des Theaters, mit Peter Zadek.

SPIEGEL: Dessen Stern kürzlich bei seiner Wiener Inszenierung von Henrik Ibsens Ehedrama „Rosmersholm“ heller leuchtete denn je. Erleben wir das Comeback der alten Garde? Ist das Theater von vorgestern das Theater von morgen?

Peymann: Mag sein, jedenfalls ist es auffällig, dass die jüngsten Arbeiten von Zadek, Luc Bondy oder Andrea Breth oder sogar mein „Richard II.“ nun so einhellig gelobt werden. Wir sind ja alle alles andere als Zertrümmerer. Aber die drei anderen, das wollen wir doch mal festhalten, sind ja regelrecht aus Berlin vertrieben worden von den Schickimickis und von der Presse, die jetzt natürlich jammert, dass diese herrlichen Künstler nicht mehr hier arbeiten.

SPIEGEL: Engagieren Sie die Kollegen doch.
Peymann: Das kann durchaus passieren. Im Grunde machen die drei, in Abstufungen, in ihrer Meisterästhetik gerne Stücke aus früheren Jahrhunderten. Ich stehe den zeitgenössischen Autoren näher. Die heutigen Dramatiker sind die Pfadfinder unserer Expeditionen. Sie garantieren die Zukunft des Theaters. Das mag inzwischen auch schon wieder anachronistisch wirken. Aber ich bekenne mich dazu, die komplexen Zusammenhänge und Figurationen aufzuzeigen und erklären zu wollen. Ich bin fest davon überzeugt, dass das Theater eine erzieherische Aufgabe zu übernehmen hat in dieser bis an den Rand der Fäulnis verrotteten Demokratie in Westeuropa.

SPIEGEL: Was ist faul im Staate Euroland?

Peymann: Ich empfinde es ganz deutlich, dass wir uns politisch, ästhetisch, moralisch und religiös in einer Zwischenzeit befinden. Wir leben im Übergang, wohin es geht, wissen wir nicht. Unser Wertesystem ist total im Arsch. In Italien will Berlusconi wieder in die Regierung, in Österreich ist Haider praktisch schon drin, in Belgien müssen Sie aufpassen, dass Sie Ihre Kinder nicht unbeaufsichtigt lassen, sonst vergeht sich noch ein Politiker an ihnen, und in Deutschland erleben wir die dreiste Verhöhnung des Rechtsstaates durch einen



Peymann-Inszenierung „Richard II.“ (mit Michael

ehemaligen Bundeskanzler, der von einigen auch noch wegen seines Schweigens als Gentleman verehrt wird. Das ist zum Wahnsinnigwerden. Wir leben im moralischen Niemandsland.

SPIEGEL: Wer holt uns da raus?

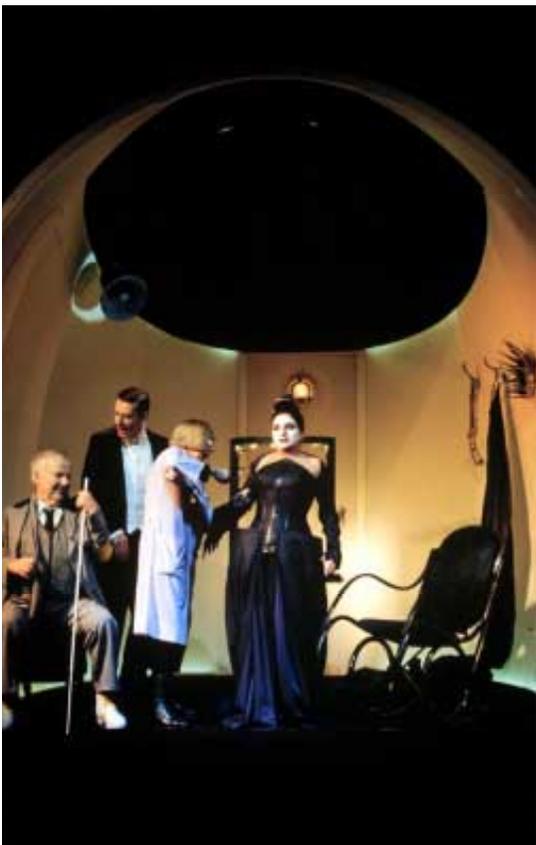
Peymann: Ich kann es Ihnen auch nicht sagen. Heiner Müller hatte wohl Recht, als er meinte, das 20. Jahrhundert habe 1914 mit dem Ersten Weltkrieg begonnen und 1989 mit dem Fall der Mauer geendet. Da war die starre Teilung der Welt in demokratisch und nichtdemokratisch, in kapitalistisch und sozialistisch aufgehoben. Und die Systeme verkamen, auch das ethisch wertvollere.

SPIEGEL: Und die alten Feinde sind gleich mit in der Versenkung verschwunden?

Peymann: Die Lage ist diffuser geworden. Es ist natürlich schwerer geworden, den politischen Feind zu erkennen und zu stellen. Wenn Sie mit Gerhard Schröder oder Joschka Fischer essen gehen, dann sitzen Ihnen da kultivierte, interessierte Menschen gegenüber. Aber dennoch sind es die zwei, die die Nato-Angriffe gegen Jugoslawien mit zu verantworten haben. Also sind sie politische Gegner. Ich muss zugeben, dass es mir unter diesen Umständen wahnsinnig schwer fällt, da Feindbilder aufzubauen oder gar in theatralische Ereignisse umzuformen. Das war mit Männern wie dem baden-württembergischen CDU-



Maertens): „Moralisch, politisch und ästhetisch befinden wir uns in einer Zwischenzeit“



Bernhard-Stück „Der Ignorant ...“
„Die großen Stoffe und Mythen“

Ministerpräsidenten Hans Filbinger, mit Kohl oder Adenauer natürlich leichter.

SPIEGEL: Wenn wir mal Ihrer Fäulnis-Analyse folgen, müsste doch die allgemeine Unfähigkeit, sich zu empören, ein Gradmesser für die angebliche Verrottung unseres Gemeinwesens sein.

Peymann: Stimmt, wir sind hinfällig geworden, passiv, erschöpft und abgestumpft. Die jungen Leute ziehen sich ins Private zurück, ins Okkulte oder in die Droge – oder in die Spaßgesellschaft, das sind deren Ausweichgebiete.

SPIEGEL: Altgediente Intellektuelle wie Sie verdingen sich offenbar lieber als Apokalyptiker.

Peymann: Ihnen mag das ja absurd vorkommen, aber mir gibt es zu denken, dass ein so den Frieden suchender Mensch wie Peter Handke zu einem Apokalyptiker geworden ist. Journalisten glauben immer, sie wüssten und sähen alles. Aber Vorsicht! Ich denke, die Künstler sehen viel mehr. Das Endzeitliche taucht in ihren Werken schon auf, während wir alle noch im Frieden leben. Nehmen Sie nur Otto Dix, dessen Bilder zeigen mitten in der Weimarer Republik schon Totengerippe.

SPIEGEL: Vielleicht kein glückliches Beispiel, Kunstkenner interpretieren die Ske-

* Mit Traugott Buhre, Michael Maertens, Eleonore Zetzsche, Maria Happel.

lette als Reaktion auf seine Erlebnisse im Ersten Weltkrieg.

Peymann: Wie dem auch sei, eins ist doch sicher, Künstler sind Seismografen, fast Propheten, manchmal aber auch nur wie ein Spiegel dieser kaputten Welt, und deshalb kann ich auf dem Theater die jetzige modische Zertrümmerungsphase ja sogar verstehen. Das ist der blanke Trotz gegen uns Weltmodellbauer und Kosmoschöpfer. Aber der Trotz bringt nichts.

SPIEGEL: Warum?

Peymann: Ich finde das politisch unergiebig. Und ästhetisch auch, vor allem, wenn sich die so genannte Avantgarde auf kleiner Etage abspielt und einer den anderen kopiert. Ich habe in den sechziger Jahren ja auch damit kämpfen müssen, für einen kleinen Zadek gehalten zu werden. Aber ich habe mich dabei so ungeschickt angestellt, dass man dann doch dachte, ich ginge einen eigenen Weg.

SPIEGEL: Auf dem Sie viel erreicht haben. Bleiben da noch Wünsche?

Peymann: Manchmal denke ich, es wäre doch schön, wie andere nur von Theater zu Theater zu reisen und Gastinszenierungen zu machen. Das habe ich kaum getan. Ich war in den letzten 30 Jahren immer Intendant und Regisseur im eigenen Haus. Ich würde mir aber auch gerne mal Deutschland von London oder Paris aus anschauen. Ich beneide da Kollegen wie Bondy und Peter Stein, die im Ausland arbeiten. Aber ob ich mich auf der freien Wildbahn bewähren würde, wer weiß?

SPIEGEL: Beneiden Sie Senkrechtstarter wie Thomas Ostermeier, den Schaubühnen-Chef, der jetzt in dem Alter ist, in dem Sie einst anfangen?

Peymann: Nein, wieso? Der ist ein guter Mann, vielleicht noch nicht so gut, wie alle gemeint haben, aber sehr talentiert. Der hat ja die so genannte Baracke am Deutschen Theater hier in Berlin geleitet ...

SPIEGEL: ... eine Experimentierbühne in Baucontainern mit ärmlicher Ausstattung und großem Erfolg ...

Peymann: Dass man dem Jungen auf Grund seiner Arbeit dort die Schaubühne anbietet, heißt ja nicht, dass die Baracke so toll war, sondern nur, wie schlecht das übrige Theater in Berlin war. Ein Genie ist er nicht, noch nicht.

SPIEGEL: Sie selber standen am Anfang Ihrer Karriere allerdings stark unter Genieverdacht.

Peymann: Sie verwechseln mich mit Peter Stein. Bei mir war immer Schweiß und Arbeit dabei. Ich musste mir alles erarbeiten. Sicher, als ich 1966 Handkes „Publikumsbeschimpfung“ uraufführte, hätte ich sofort überall inszenieren können, sogar in New York. Ich habe aber meinem Instinkt vertraut, meinem Bremer Dickkopf, und bin hier geblieben. Letztlich muss man immer von sich ausgehen. Und sonst nichts.

SPIEGEL: Herr Peymann, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.